

Jennifer Lynn Barnes

The Gifted

Vergiss mein nicht



Foto: © Marsha Barnes



DIE AUTORIN

Jennifer Lynn Barnes hat bereits mehrere hochgelobte Jugendromane veröffentlicht. Sie studierte Psychologie, Psychiatrie und Kognitionsforschung. Ihren Abschluss hat sie vor Kurzem von der Yale University erhalten und arbeitet nun als Psychologieprofessorin.

Jennifer Lynn Barnes

The Gifted
Vergiss mein nicht

Aus dem Amerikanischen
von Tanja Ohlsen





Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *München Super Extra*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Juni 2014
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
© 2013 für den Originaltext Jennifer Lynn Barnes
© 2014 für die deutschsprachige Ausgabe
cbj/cbl Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Die amerikanische Originalausgabe erschien
2013 unter dem Titel »The Naturals«
bei Hyperion Books for Children,
einem Imprint von Buena Vista Books, Inc.
Aus dem Amerikanischen von Tanja Ohlsen
Lektorat: Anita Hirtreiter
Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik & Typografie,
unter Verwendung von Fotos von Howard Huang.
Reprinted by permission of Disney.
Hyperion Booles. All rights reserved.
KK · Herstellung: kw
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-570-30913-1
Printed in Germany

Teil 1: Die Erkenntnis

Du

Du hast gewählt. Du hast eine gute Wahl getroffen. Vielleicht ist sie diejenige, die dich aufhalten wird. Vielleicht ist sie anders. Vielleicht ist sie gut genug.

Sicher ist nur, dass sie etwas Besonderes ist.

Du glaubst, es läge an ihren Augen – nicht an der Farbe, einem eisigen, klaren Blau. Nicht an den Wimpern oder der Form oder an der Tatsache, dass sie keinen Eyeliner braucht, um sie wie die Augen einer Katze aussehen zu lassen.

Nein, es ist eher das, was hinter diesen eisblauen Augen liegt, das dafür sorgt, dass ihr alle Welt zu Füßen liegt. Du fühlst es jedes Mal, wenn du sie ansiehst. Die Sicherheit. Die Gewissheit. Dieses unirdische Glitzern, mit dem sie die Leute davon überzeugt, dass sie das einzig Wahre ist.

Vielleicht ist sie es ja auch.

Vielleicht kann sie wirklich Dinge sehen. Vielleicht weiß sie etwas. Vielleicht ist sie alles, was sie zu sein behauptet, und noch mehr. Aber während du sie ansiehst und ihre Atemzüge zählst, lächelst du, weil du tief in deinem Innersten weißt, dass sie dich doch nicht aufhalten wird.

*Eigentlich willst du gar nicht, dass sie dich aufhält.
Sie ist zerbrechlich.*

Perfekt.

Gezeichnet.

*Und das Einzige, was diese sogenannte Hellseherin
nicht kommen sehen wird, bist du.*

Kapitel 1

Die Arbeitszeit konnte man wirklich vergessen. Die Trinkgelder waren schlecht, und die meisten meiner Mitarbeiter nervten pausenlos, aber *c'est la vie*. Es war ein Sommerjob, der mir immerhin Nonna vom Hals hielt. Außerdem hielt es meine diversen Tanten, Onkel und die sonstige Sippschaft davon ab, mir eine zeitweilige Beschäftigung in ihren Restaurants/Fleischereien/Anwaltskanzleien/Boutiquen anzubieten. Angesichts der sehr großen (und sehr italienischen) Familie meines Vaters boten sich dort schier unendliche Möglichkeiten, die jedoch im Grunde alle auf das Gleiche hinausliefen.

Mein Vater wohnte am anderen Ende der Welt, meine Mutter war verschwunden, vermutlich tot. Daher war ich von vornherein ein Problemfall. Und als Teenager war ich sowieso allen verdächtig.

»Bestellung ist fertig!«

Mit geübtem Griff angelte ich mit der linken Hand einen Teller mit Pfannkuchen (mit Speck) und mit der rechten einen doppelten Frühstücksburrito (mit Jalapeños). Wenn es mit dem Studentest im Herbst nicht klappte, hatte ich in der niederen Gastronomiebranche echte Chancen.

»Pfannkuchen mit Speck, Frühstücksburrito mit extra

Jalapeños«, verkündete ich, als ich die Teller auf dem Tisch abstellte. »Kann ich sonst noch etwas für die Herren tun?«

Ich wusste bereits genau, was dieses Duo sagen würde, noch bevor einer von ihnen den Mund aufgemacht hatte. Der Typ links wollte eine Extraportion Butter. Und der andere? Er brauchte noch ein Glas Wasser, bevor er auch nur einen Blick auf diese Jalapeños werfen konnte.

Ich würde hundert zu eins wetten, dass er sie nicht mal mochte.

Wer Jalapeños mochte, bestellte sie nicht als Beilage. Mr Frühstücksburrito wollte nur nicht, dass man ihn für einen Waschlappen hielt – auch wenn er sich vielleicht anders bezeichnet hätte.

He, Cassie, mahnte ich mich streng, bleiben wir doch politisch korrekt.

Normalerweise fluchte ich nicht viel, aber ich hatte die schlechte Angewohnheit, die sprachlichen Eigenheiten anderer zu übernehmen. Wenn man mich in einen Raum voller Engländer steckte, kam ich mit britischem Akzent heraus. Das geschah nicht absichtlich – ich hatte mich im Lauf der Jahre nur zu lange in andere hineinversetzt.

Berufsrisiko.

Nicht meines. Das meiner Mutter.

»Könnte ich noch ein paar Päckchen Butter bekommen?«, fragte der Mann links.

Ich nickte ... und wartete.

»Mehr Wasser«, knurrte der Kerl rechts. Er streckte die Brust vor und stierte mir auf den Busen.

Ich zwang mich zu lächeln.

»Kommt sofort.«

Ich konnte mich gerade noch zurückhalten, »du Pervert-ger« hinzuzufügen, aber nur so gerade.

Ich hatte immer noch die Hoffnung, dass ein Kerl Ende zwanzig, der so tat, als möge er scharf gewürztes Essen, und seiner minderjährigen Bedienung auf die Brust glotzte, als würde er für die Augenolympiade trainieren, sich beim Trinkgeld ebenso hervortun würde.

Doch als ich die Wasserkaraffe auffüllte, dachte ich, dass er andererseits auch der Typ sein konnte, der die dumme kleine Bedienung ignoriert, nur um zu zeigen, dass er es kann.

Gedankenverloren dachte ich über die Einzelheiten nach: die Art, wie Mr Frühstücksburrrito sich kleidete, seinen möglichen Beruf und die Tatsache, dass sein Freund, der den Pfannkuchen bestellt hatte, eine wesentlich teurere Uhr trug als er.

Er wird sich mit ihm um die Rechnung streiten und dann ein ganz mieses Trinkgeld geben.

Ich hoffte, dass ich unrecht hatte, war mir aber ziemlich sicher, dass dem nicht so war.

Andere Kinder verbrachten ihre Vorschuljahre damit, *Ich sehe was, was du nicht siehst* zu spielen. Ich war mit einem ganz anderen Spiel aufgewachsen: *Verhalten, Persönlichkeit, Umgebung* – das nannte meine Mutter VPU, und dies war ihr Handwerkszeug. So zu denken, konnte man nicht einfach abschalten – nicht einmal, wenn man alt

genug war, um zu verstehen, dass die Mutter log, wenn sie anderen Leuten erzählte, sie könne hellsehen, und dass es Betrug war, wenn sie ihnen dafür Geld abnahm.

Selbst jetzt, wo sie fort war, konnte ich nicht aufhören, andere Menschen zu beurteilen, ich konnte es ebenso wenig abstellen, wie ich aufhören konnte, zu atmen, zu zwinkern oder die Tage zu zählen, bis ich achtzehn wurde.

»Ein Tisch für eine Person?«, holte mich eine leise, amüsierte männliche Stimme in die Realität zurück. Ihr Besitzer sah aus wie jemand, der eher in einen Countryclub als in ein Diner gehörte. Er trug Jeans und ein gestreiftes Poloshirt, hatte perfekte Haut und sein Haar war mit Gel kunstvoll verwuschelt. Seine Worte klangen zwar wie eine Frage, doch sie waren es nicht – keineswegs.

»Sicher«, sagte ich und griff nach einer Speisekarte, »bitte hier entlang.«

Bei genauerer Betrachtung kam ich zu dem Schluss, dass Countryclub etwa in meinem Alter war. Er hatte ein spöttisches Lächeln auf den Lippen und einen stolzen Gang, so wie alle Obercoolen auf der Highschool, die sich für etwas Besseres hielten. Bei seinem Anblick kam ich mir wie ein Sklave vor.

»Ist es hier recht?«, fragte ich, als ich ihm einen Tisch am Fenster zeigte.

»Ist mir recht«, bestätigte er und setzte sich. Beiläufig ließ er mit einer bemerkenswerten Selbstsicherheit für

einen Teenager den Blick durch das Restaurant schweifen. »Ist hier an den Wochenenden viel los?«

»Sicher«, erwiderte ich und fragte mich, ob ich vielleicht auch noch etwas anderes sagen konnte. So, wie er mich ansah, fragte der Junge sich wohl gerade das Gleiche. »Ich lasse dir einen Moment Zeit, damit du dir die Karte ansehen kannst.«

Er antwortete nicht, und ich nutzte die Gelegenheit, um Mr Pfannkuchen und Mr Frühstücksburrito ihre Rechnung zu bringen, und zwar jedem seine eigene. Ich ging davon aus, dass auf diese Weise ein halbwegs vernünftiges Trinkgeld herauspringen würde.

»Sie können bei mir bezahlen, wenn Sie so weit sind«, sagte ich mit gekonntem falschem Lächeln. Als ich mich zur Küche zurückwandte, bemerkte ich, wie mich der Junge am Fenster ansah. Es war kein »Ich will bestellen«-Blick. Ich war mir nicht ganz sicher, was es war – aber alles in mir sagte mir, dass da irgendetwas war. Das bohrende Gefühl, dass ich ein wichtiges Detail an der ganzen Situation nicht mitbekommen hatte – etwas über ihn –, wollte einfach nicht weichen. Jungen wie dieser gingen normalerweise nicht in solchen Restaurants essen.

Sie starrten Mädchen wie mich nicht an.

Verunsichert und misstrauisch ging ich zu ihm.

»Weißt du schon, was du willst?«, fragte ich. Ich kam schließlich nicht umhin, seine Bestellung aufzunehmen, daher ließ ich meine Haare vors Gesicht fallen, sodass er es nicht so genau sehen konnte.

»Drei Eier«, bestellte er. Mir fielen seine schönen braunen Augen auf. »Mit Speck.«

Ich musste mir die Bestellung nicht notieren, wünschte mir aber plötzlich, ich hätte einen Stift, um mich an etwas festhalten zu können.

»Wie hättest du deine Eier gerne?«

»Sag du es mir.«

Überrascht blickte ich auf.

»Wie bitte?«

»Rate!«, forderte er mich auf.

Ich starrte ihn durch die Haarsträhnen vor meinem Gesicht hindurch an.

»Ich soll raten, wie du deine Eier zubereitet haben möchtest?«

»Warum nicht?«, lächelte er.

Damit war der Wettkampf eröffnet.

»Kein Rührei«, überlegte ich laut. Rührei war zu durchschnittlich, zu gewöhnlich und der hier gab sich gerne ein wenig anders. Doch nicht zu anders, was pochierte Eier ausschloss – zumindest hier. Normales Spiegelei war eine zu große Schweinerei, von beiden Seiten durchgebratenes Spiegelei nicht genug Schweinerei.

»Spiegelei, kurz gewendet«, schloss ich und war mir dabei so sicher wie bei der Farbe seiner Augen. Lächelnd klappte er die Karte zu.

»Und? Erfahre ich, ob ich richtig geraten habe?«, fragte ich, nicht weil ich meine Vermutung bestätigt haben wollte, sondern weil ich seine Reaktion sehen wollte.

»Dann wäre der ganze Spaß ja weg, oder?«, meinte er achselzuckend.

Am liebsten wäre ich stehen geblieben und hätte ihn angestarrt, bis ich aus ihm schlau geworden wäre, tat es aber nicht. Ich gab seine Bestellung auf und brachte ihm sein Essen. Dann nahm mich die hektische Mittagszeit völlig in Anspruch, und als sie vorbei war, war der Junge am Fenster weg. Er hatte nicht einmal auf seine Rechnung gewartet – er hatte einfach zwanzig Dollar auf dem Tisch liegen lassen. Ich nahm sie und fand, dass er für zwölf Dollar Trinkgeld nach Herzenslust mit mir Ratespielchen machen konnte, doch dann bemerkte ich, dass das Geld nicht das Einzige war, was er auf dem Tisch hatte liegen lassen.

Dort lag auch eine Visitenkarte.

Ich nahm sie. Blütenweiß, schwarze Buchstaben. Gleichmäßige Abstände. Oben links war ein Wappen, aber ansonsten relativ wenig Text: ein Name, ein Titel, eine Telefonnummer. Oben auf der Karte standen vier Wörter, vier kleine Wörter, die mir den Atem verschlugen wie ein Schlag in die Magengrube.

Ich steckte die Karte ein – und das Trinkgeld. Anschließend ging ich zurück in die Küche. Ich musste erst mal wieder zu Atem kommen. Dann sah ich sie erneut an.

Tanner Briggs. Der Name.

Special Agent. Der Titel.

Federal Bureau of Investigation.

Vier Wörter, doch ich starrte sie so intensiv an, dass sie

vor meinen Augen verschwammen und ich nur noch drei Buchstaben sah.

Was in aller Welt hatte ich getan, um die Aufmerksamkeit des FBI zu erregen?

Kapitel 2

Am Ende der achtstündigen Schicht war ich körperlich erschöpft und mir schwirrte der Kopf. Am liebsten hätte ich mich in meinem Zimmer eingeschlossen, mich aufs Bett geworfen und versucht herauszufinden, was zum Geier an diesem Tag eigentlich passiert war.

Dummerweise war es Sonntag.

»Da ist sie ja! Cassie, wir wollten schon gerade die Jungs losschicken, um dich zu suchen.« Meine Tante Tasha gehörte zu den vernünftigeren Geschwistern meines Vaters, daher unterließ sie es, mich augenzwinkernd zu fragen, ob ich mir die Zeit mit meinem Freund vertrieben habe.

Das war Onkel Rios Aufgabe.

»Unsere kleine Herzensbrecherin, was? Hast du wieder ein paar Herzen gebrochen? Natürlich hast du das!«

Seit mich der Sozialdienst im Alter von zwölf Jahren vor der Tür meines Vaters abgeliefert hatte – glücklicherweise nur metaphorisch gesehen –, war ich ein fester Bestandteil des Sonntagabendessens. Fünf Jahre später hatte ich Onkel Rio immer noch nie eine Frage stellen hören, die er nicht augenblicklich selbst beantwortete.

»Ich habe keinen Freund«, entgegnete ich. Das Skript

war fest vorgeschrieben, und dies war meine Zeile. »Ich schwöre.«

»Worüber redet ihr?«, erkundigte sich einer von Onkel Rios Söhnen, warf sich aufs Sofa und ließ die Beine über die Lehne baumeln.

»Über Cassies Freund«, antwortete Onkel Rio.

Ich verdrehte die Augen. »Ich habe keinen Freund.«

»Cassies heimlichen Freund«, korrigierte sich Onkel Rio.

»Ich glaube, du verwechselst mich mit Sofia oder Kate«, behauptete ich. Unter normalen Umständen hätte ich meine Cousinen nicht mit ins Spiel gebracht, aber verzweifelte Zustände verlangten nach verzweifelten Maßnahmen. »Die haben wesentlich mehr heimliche Freunde als ich.«

»Quatsch«, widersprach Onkel Rio. »Sofias Freunde sind nie heimlich.«

Und so ging es weiter – gegenseitiges Necken und Witzeleien über die Familie. Ich spielte mit, ließ mich von ihrer Energie anstecken, sagte, was sie hören wollten, und erwiderte ihr Lächeln. Es war schön, nett und befriedigend – aber es entsprach nicht mir.

Das tat es nie.

Sobald ich sicher war, dass mich keiner vermissen würde, verschwand ich in der Küche.

»Schön, dass du da bist, Cassandra.« Meine Großmutter, die Hände bis zu den Ellbogen im Mehl und ihr graues Haar im Nacken zu einem lockeren Knoten gebunden, lächelte mich an. »Wie war die Arbeit?«

Nonna sah zwar aus wie eine kleine alte Dame, doch sie regierte die ganze Familie wie ein General seine Truppen. Im Augenblick war ich diejenige, die aus der Reihe tanzte.

»Arbeit ist Arbeit«, meinte ich, »nicht schlecht.«

»Aber auch nicht gut?« Sie sah mich kritisch an.

Wenn ich jetzt etwas Falsches sagte, konnte ich innerhalb einer Stunde zehn neue Jobs angeboten bekommen. Die Familie kümmerte sich um ihre Mitglieder, auch wenn diese sehr wohl dazu in der Lage waren, sich um sich selbst zu kümmern.

»Heute war es eigentlich ganz okay«, bemerkte ich und versuchte, fröhlich zu klingen. »Jemand hat mir zwölf Dollar Trinkgeld gegeben.«

Und außerdem eine Visitenkarte vom FBI, fügte ich im Stillen hinzu.

»Gut«, fand Nonna. »Das ist gut. Du hattest einen guten Tag.«

»Ja, Nonna«, sagte ich und ging zu ihr, um sie auf die Wange zu küssen, weil ich wusste, dass es sie freuen würde. »Es war ein guter Tag.«

Als um neun alle gegangen waren, fühlte sich die Karte in meiner Tasche an wie Blei. Ich versuchte, Nonna mit dem Geschirr zu helfen, doch sie scheuchte mich nach oben. In der Stille meines eigenen Zimmers spürte ich, wie die Energie aus mir wich wie die Luft aus einem langsam immer schlaffer werdenden Ballon.

Ich setzte mich aufs Bett und ließ mich nach hinten fallen. Die alten Federn ächzten empört auf und ich schloss

die Augen. Mit der rechten Hand tastete ich in meine Tasche und zog die Karte hervor.

Es war ein Scherz. So musste es sein. Deshalb war mir der hübsche Countryclub-Junge so merkwürdig fehl am Platze vorgekommen. Deshalb hatte er sich für mich interessiert – um sich über mich lustig zu machen.

Aber danach hatte er eigentlich gar nicht ausgesehen.

Ich schlug die Augen auf und betrachtete die Karte. Dieses Mal erlaubte ich es mir, sie laut zu lesen. »Special Agent Tanner Briggs. FBI.«

In den paar Stunden in meiner Tasche hatte sich der Text auf der Karte nicht verändert. FBI? Im Ernst? Wen wollte der Kerl eigentlich verarschen? Er sah aus wie sechzehn, höchstens siebzehn.

Er konnte kein Special Agent sein.

Speziell war er allerdings schon. Diesen Gedanken konnte ich nicht verdrängen und reflexartig glitt mein Blick zum Spiegel an der Wand. Es war schon recht belustigend, dass ich zwar alle Züge meiner Mutter geerbt hatte, aber nichts von der Magie, mit der sie sich in ihrem Gesicht zusammenfügten. Sie war wunderschön gewesen. Ich war nur seltsam – ich sah seltsam aus, war seltsam ruhig, stand immer irgendwie abseits.

Selbst nach fünf Jahren konnte ich immer noch nicht an meine Mutter denken, ohne mich daran zu erinnern, wie ich sie das letzte Mal gesehen hatte, als sie mich mit einem breiten Lächeln im Gesicht aus ihrem Umkleidezimmer gescheucht hatte. Ich konnte mir nicht vorstellen, den Um-

kleideraum verlassen zu haben, ohne mir gleichzeitig auszumalen, wie ich wieder hineinging. Und ich konnte nicht daran denken, wie ich wieder hineingegangen war, ohne an das Blut zu denken – auf dem Fußboden, an den Wänden auf dem Spiegel. Ich war nicht lange weg gewesen. Ich hatte die Tür aufgemacht ...

Reiß dich zusammen, befahl ich mir. Ich setzte mich auf und lehnte mich ans Kopfteil des Bettes, unfähig, nicht an den Geruch des Blutes und den Augenblick zu denken, in dem ich wusste, dass es das Blut meiner Mutter war, und gleichzeitig betete, es wäre das nicht.

Vielleicht ging es ja darum? Vielleicht war die Karte doch kein Scherz? Beschäftigte sich etwa das FBI mit dem Mord an meiner Mutter?

Es ist fünf Jahre her, sagte ich mir. Und es war eigentlich nie ein Fall fürs FBI gewesen, obwohl der Fall aktenkundig war. Irgendwo in meinem Hinterkopf tauchte noch ein weiteres »nie« auf.

Die Polizei hatte nie eine Leiche gefunden.

Ich drehte die Karte um. Auf die Rückseite hatte jemand etwas mit der Hand geschrieben.

Cassandra. BITTE RUF AN!, stand dort.

Das war alles. Mein Name in Kleinbuchstaben, die Aufforderung anzurufen in Versalien. Keine Erklärung. Nichts.

Unter diese Worte hatte jemand anderes noch weitere Anweisungen in kleinen, kantigen Buchstaben gekritzelt, die kaum lesbar waren. Ich strich mit dem Finger darüber und dachte an den Jungen aus dem Diner.

Vielleicht war er nicht der Special Agent.

Aber was war er dann? Ein Bote?

Ich hatte darauf keine Antwort, aber die Worte am unteren Rand der Karte starrten mich ebenso an wie Special Agent Tanner Briggs *BITTE RUF AN!*.

»Wenn ich du wäre«, las ich den Rat des Jungen laut,
»dann würde ich es lassen.«

Du

Du bist gut darin zu warten. Auf den richtigen Moment zu warten. Auf das richtige Mädchen. Jetzt hast du die Kleine, doch du wartest immer noch. Du wartest darauf, dass sie aufwacht. Du wartest darauf, dass sie diese Augen aufschlägt und dich sieht.

Du wartest darauf, dass sie schreit.

Und schreit.

Und schreit.

Und erkennt, dass sie niemand außer dir hören kann.

Du weißt, wie das ablaufen wird. Sie wird böse werden, später ängstlich, dann wird sie bei allem schwören, was ihr heilig ist, nichts zu verraten, wenn du sie gehen lässt. Sie wird dich anlügen, und sie wird versuchen, dich zu manipulieren. Und schließlich wirst du ihr zeigen müssen – wie schon so vielen anderen zuvor –, dass das einfach nicht funktioniert.

Aber jetzt noch nicht. Im Moment schläft sie noch. Sie ist wunderschön – allerdings nicht so schön, wie sie sein wird, wenn du fertig bist.

Kapitel 3

Es dauerte zwei Tage, bis ich die Nummer anrief. Natürlich tat ich es, denn auch wenn es mit neunundneunzigprozentiger Sicherheit ein Scherz war, so gab es doch immerhin eine Chance von einem Prozent, dass es keiner war.

Erst als jemand den Hörer abnahm, fiel mir auf, dass ich den Atem angehalten hatte.

»Hier Briggs.«

Ich konnte nicht sagen, was mich mehr entwaffnete, die Tatsache, dass dieser Agent Briggs mir offensichtlich seine direkte Durchwahlnummer gegeben hatte, oder wie er sich am Telefon meldete, als ob ein Hallo reine Zeitverschwendung gewesen wäre.

»Hallo?«, sagte Special Agent Tanner Briggs. Anscheinend konnte er meine Gedanken lesen. »Ist da jemand?«

»Hier ist Cassandra Hobbes«, antwortete ich. »Cassie.«

»Cassie.« Offensichtlich wusste er, dass ich nicht Cassandra genannt wurde. Das ließ mich die Art, wie er meinen Namen aussprach, vermuten, noch bevor ich etwas gesagt hatte. »Ich freue mich, dass Sie anrufen.«

Er wartete darauf, dass ich etwas sagte, doch ich schwieg. Alles, was man sagte oder tat, waren Daten, die

man in die Welt setzte, und ich wollte diesem Mann nicht mehr Informationen geben, als ich musste – nicht bevor ich wusste, was er eigentlich von mir wollte.

»Sie fragen sich sicher, warum ich Sie kontaktiert habe beziehungsweise warum ich Sie von Michael habe kontaktieren lassen.«

Michael. Jetzt hatte der Junge aus dem Diner also einen Namen.

»Ich möchte Ihnen ein Angebot machen, über das Sie vielleicht nachdenken sollten.«

»Ein Angebot?« Ich wunderte mich, dass meine Stimme ebenso ruhig und gelassen blieb wie seine.

»Ich glaube, diese Unterhaltung sollten wir lieber persönlich führen, Miss Hobbes. Welcher Ort wäre Ihnen denn für ein Treffen recht?«

Er wusste, was er tat – er ließ mich den Ort wählen, denn wenn er einen genannt hätte, wäre ich vielleicht nicht gekommen. Wahrscheinlich hätte ich mich sowieso lieber weigern sollen, mich mit ihm zu treffen, aber das konnte ich nicht, aus dem gleichen Grund, aus dem ich zum Telefon gegriffen und ihn angerufen hatte.

Fünf Jahre ohne Leiche waren eine lange Zeit. Ohne Antworten.

»Haben Sie ein Büro?«, erkundigte ich mich.

Die kurze Pause am anderen Ende der Leitung sagte mir, dass er diesen Vorschlag nicht erwartet hatte. Ich hätte ihn bitten können, sich mit mir im Diner oder in einem Café an der Highschool zu treffen oder an einem anderen

Ort, an dem ich den Heimvorteil gehabt hätte, doch man hatte mir beigebracht, dass es so etwas wie einen Heimvorteil nicht gab.

Man konnte wesentlich mehr über einen Fremden herausfinden, wenn man sein Haus sah, als wenn man ihn zu sich selbst einlud.

Und wenn dieser Kerl kein richtiger FBI-Agent war, wenn er eine Art Perverser war und das hier eine Art Spiel, dann würde es ihm verdammt schwerfallen, ein Treffen im hiesigen FBI-Büro zu arrangieren.

»Ich arbeite normalerweise nicht in Denver«, erklärte er schließlich. »Aber ich bin sicher, dass sich da etwas arrangieren lässt.«

Also war er wahrscheinlich doch kein Perverser.

Er nannte mir eine Adresse, ich nannte ihm einen Zeitpunkt.

»Und ... Cassandra?«

Ich fragte mich, was Agent Briggs damit bezwecken wollte, dass er mich bei meinem vollen Namen nannte.

»Ja?«

»Es geht nicht um Ihre Mutter.«

• • •

Ich ging trotzdem zu dem Treffen. Natürlich. Special Agent Tanner Briggs wusste genug über mich, um sich darüber klar zu sein, dass mich nur der Fall meiner Mutter dazu gebracht hatte, der Aufforderung auf der Karte nachzukom-

men. Ich wollte wissen, wie er an diese Information gekommen war, ob er sich ihre Akte angesehen hatte oder ob er sie sich ansehen würde, wenn ich ihm gab, was immer er von mir wollte.

Ich wollte wissen, warum es sich Special Agent Tanner Briggs zur Aufgabe gemacht hatte, etwas über mich zu wissen, so wie sich ein Mann auf der Suche nach einem neuen Auto die Preisliste für sein Wunschmodell einprägte.

»Welches Stockwerk?«, fragte die Frau neben mir im Aufzug. Sie war Anfang sechzig und ihr silberblondes Haar war im Nacken zu einem ordentlichen Pferdeschwanz zurückgebunden. Ihr Hosenanzug war maßgeschneidert.

Sie gab sich völlig geschäftsmäßig, genau wie Special Agent Tanner Briggs.

»Fünfter Stock, bitte«, sagte ich.

In meiner Neugier warf ich einen weiteren Blick auf die Frau und begann, mir ihr Leben auszumalen, wie es mir durch ihre Haltung, ihre Kleidung, den leichten Akzent in ihrer Stimme und den Klarlack auf ihren Nägeln geschildert wurde.

Sie war verheiratet.

Keine Kinder.

Als sie beim FBI angefangen hatte, war es ein reiner Männerverein gewesen.

Verhalten, Persönlichkeit, Umgebung.

»Fünfter Stock«, verkündete die Frau kurz, und ich fügte meiner mentalen Liste eine weitere Beschreibung hinzu – ungeduldig.

Gehorsam stieg ich aus dem Lift. Während sich hinter mir die Tür schloss, betrachtete ich meine Umgebung. Es sah alles so ... normal aus. Wären nicht die Sicherheitskontrolle am Eingang und das Besucherschild, das man mir an mein verblasstes schwarzes Sommerkleid gehängt hatte, gewesen, hätte ich nie vermutet, dass man sich an diesem Ort dem Lösen von Schwerverbrechen widmete.

»Na und? Hast du eine Jahrmarktsparade erwartet?«

Die Stimme erkannte ich sofort. Der Junge aus dem Diner. Michael. Er klang amüsiert, und als ich mich zu ihm umdrehte, huschte das vertraute spöttische Lächeln über sein Gesicht, das er wahrscheinlich leicht hätte unterdrücken können, wenn ihm danach zumute gewesen wäre.

»Ich habe gar nichts erwartet«, klärte ich ihn auf. »Ich habe keine Erwartungen.«

Er sah mich wissend an. »Keine Erwartungen, keine Enttäuschungen.«

Ich wusste nicht, ob er gerade versuchte, meinen augenblicklichen Geisteszustand einzuschätzen, oder ob das sein eigenes Lebensmotto war. Ehrlich gesagt fiel es mir schwer, überhaupt irgendwie aus seiner Person schlau zu werden. Sein gestreiftes Polohemd hatte er gegen ein eng anliegendes schwarzes T-Shirt eingetauscht und die Jeans gegen eine Kakhose und wirkte hier genauso fehl am Platze wie im Diner. Vielleicht war das ja Absicht.

»Weißt du«, bemerkte er im Plauderton, »ich wusste, dass du kommen wirst.«

Ich zog die Augenbrauen hoch. »Obwohl du mir geraten hast, es nicht zu tun?«

»Der Pfadfinder in mir hat mich dazu getrieben«, erklärte er achselzuckend.

Soso, der Pfadfinder in ihm, dass ich nicht lache.

»Und du sollst mich also zu Special Agent Tanner Briggs bringen?« Die Frage klang kurz angebunden, aber zumindest nicht fasziniert, hingerissen oder als verspürte ich beim Klang seiner Stimme ein angenehmes Kribbeln.

»Hmmm.« Die Antwort auf meine Frage bestand in einem unterdrückten Laut und einem Kopfnicken – was wohl einem Ja ziemlich nahekam. Er führte mich um den Treppenabsatz und einen Gang entlang: neutraler Teppichboden, neutrale Wände, ein neutraler Ausdruck auf seinem fast schon kriminell hübschen Gesicht.

»Und? Was hat Briggs über dich?«, erkundigte sich Michael. Ich spürte, wie er mich beobachtete und nach Anzeichen für Emotionen – irgendeine Emotion – suchte, um zu erfahren, ob seine Frage bei mir ins Schwarze getroffen hatte.

Hatte sie nicht.

»Du willst, dass ich nervös werde«, warf ich ihm vor, denn genau das machten seine Worte mir deutlich. »Und du hast mir gesagt, ich sollte lieber nicht kommen.«

Er lächelte, doch in seinen Augen lag eine gewisse Härte. »Man könnte sagen, ich sei widersprüchlich.«

Ich schnaubte. Das traf es genau.

»Wirst du mir wenigstens einen kleinen Hinweis darauf

geben, was hier los ist?«, wollte ich wissen, als wir fast am Ende des Ganges angekommen waren.

Er zuckte mit den Achseln. »Kommt darauf an. Wirst du aufhören, mit mir *Wer hat das beste Pokerface?* zu spielen?«

Das entlockte mir ein überraschtes Lachen, und ich stellte fest, dass es lange her war, seit ich nur einfach so gelacht hatte, weil ich nicht anders konnte, und nicht nur deshalb, weil jemand anderes ebenfalls lachte.

Michaels Lächeln wurde weicher und einen Augenblick lang veränderte sich sein Gesicht vollkommen. Für einen Moment sah er nicht nur gut aus, er war geradezu schön – aber es hielt nicht an. Ebenso schnell, wie diese Lockerheit gekommen war, verschwand sie auch wieder.

»Ich habe ernst gemeint, was ich auf die Karte geschrieben habe«, sagte er leise und nickte zu einer geschlossenen Bürotür rechts von uns. »Wenn ich du wäre, würde ich dort nicht hineingehen.«

In diesem Moment wurde mir klar – so wie ich solche Dinge immer wusste –, dass Michael auch einmal in dieser Situation gesteckt und er die Tür aufgestoßen hatte. Obwohl seine Warnung durchaus ernst gemeint zu sein schien, machte ich ebenfalls die Tür auf.

»Miss Hobbes, bitte kommen Sie herein.«

Mit einem letzten Blick auf Michael betrat ich das Zimmer.

»*Bonne chance*«, wünschte der Junge mit dem perfekten Pokerface und unterstrich seine Worte mit einem übertriebenen Fingerschnippen.

Special Agent Tanner Briggs räusperte sich. Hinter mir schloss sich die Tür. Was auch immer sich daraus ergeben mochte, ich war hier, um einen FBI-Agenten zu treffen. Allein.

»Ich freue mich, dass Sie gekommen sind, Miss Hobbes. Bitte setzen Sie sich doch.«

Agent Briggs war jünger, als mich seine Stimme am Telefon hätte vermuten lassen. Ich dachte angestrengt nach, um sein Alter in die Informationen zu integrieren, die ich sonst noch über ihn hatte. Wenn ein älterer Mann sich bemüht, geschäftsmäßig zu klingen, ist er wachsam. Wenn ein Endzwanziger so etwas tut, dann, weil er ernst genommen werden will.

Das ist ein Unterschied.

Folgsam setzte ich mich. Agent Briggs blieb sitzen, neigte sich jedoch nach vorne. Der Schreibtisch zwischen uns war aufgeräumt bis auf einen Stapel Papier und zwei Stifte, von denen einer keine Kappe hatte.

Er war also nicht von Natur aus ordentlich. Aus irgendeinem Grund fand ich das beruhigend. Er war ehrgeizig, allerdings nicht pedantisch.

»Sind Sie fertig?«, fragte er mich. Er klang nicht kurz angebunden, sondern eher wirklich neugierig.

»Fertig womit?«

»Mich zu analysieren«, erwiderte er. »Ich bin erst seit zwei Stunden in diesem Büro. Ich weiß wirklich nicht, was Ihre Aufmerksamkeit erregt hat, aber ich denke, irgendwas war es. Das ist fast immer so bei Naturtalenten.«



Jennifer Lynn Barnes

The Gifted - Vergiss mein nicht

Band 1

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-570-30913-1

cbt

Erscheinungstermin: Mai 2014

Die 17-jährige Cassie hat eine ganz besondere Gabe: Sie kann die Persönlichkeit wildfremder Menschen »lesen«. Als das FBI sie deshalb als Profi - lerin rekrutiert, willigt sie sofort ein – bietet sich damit doch die Chance, den Cold Case ihrer Mutter wieder aufzunehmen. Doch kaum hat das Training mit vier weiteren ebenso begabten Jugendlichen begonnen, gerät Cassie ins Fadenkreuz eines Serienkillers – mit dem gleichen Mordmuster wie beim blutigen Verschwinden ihrer Mutter! Jetzt beginnt ein tödliches Katz-und-Maus-Spiel, bei dem das junge Team an die Grenzen seiner Fähigkeiten gehen muss, um zu überleben. Doch dann nimmt der Fall eine überraschende Wendung ...